

Man hat einen solchen «Hamlet» noch nicht gesehen, und das ist gut so. Allzu oft schon war da dieser Knochen Shakespeare in diversen Variationen, oft zeitgenössisch bemüht, inszeniert mit Schauspielensembles, die im Spiel dem Stoff und dem Text nicht wirklich das Wasser reichen können. Man hatte also vorab durchaus Befürchtungen über den Ausgang dieses Stücks, das sich selbst wochenlang und nicht gerade bescheiden als «grandiose Produktion» der «Luzerner Supertruppe» angekündigt hatte.

Die Fallhöhe war impliziert. Und wie dieses Kollektiv (bestehend aus: Fetter Vetter & Oma Hommage, Ohne Rolf, Germann // Gehrig, Theater Aeternam und Nebert sowie I-Fen Lin) nun mit der Erwartung spielt, sie unterwandert und die Fallhöhen für die freie Theaterszene selbst in Szene setzt, ist eine Überraschung der erfrischenden Sorte.

Allüren und Rachegeleüste

Es ist ein kleiner, aber genialer Einfall: Während wir auf den eigentlichen Hamlet warten, warten im Backstage-Bereich einer Theaterbühne die Spielenden auf ihren Einsatz in Nebenrollen und Doppelbesetzungen aus der Not oder beklagen ihren Platz auf der Ersatzbank. Wir warten geschlagene, aber kurzweilige zweieinhalb Stunden.

Dabei wird zwischen dem Wechseln von Kostümen und Schminken monologisiert, gestritten und gewettert: über die Arbeitsbedingungen im Allgemeinen und die Allüren von Regisseuren im Besonderen. Konkurrenzkämpfe werden ausgetragen, Intrigen gegen Kollegen geschmiedet und vereitelt und Rachegeleüste ausgekostet. Die allgemeine Stimmung ist fatalistisch, die Angst, für immer abgespielt und ersetzt zu werden, gross. «Nach dieser Dernière kümmern sich eh alle nur noch um Papierkram», wird konstatiert.

Selbstreferenziell und selbstironisch

Diese mitunter selbstironische Meta-Ebene wird insofern überhöht, als die Spielenden behaupten, sich selbst zu spielen. Der Gehrig ist eben «der Gehrig», der Fellmann «der Fellmann» und «Rotenbühler» und «Dlaboha» sind insofern gleich doppelt präsent, als in ihrer Abwesenheit lauthals über ihre Allüren gelästert wird.

Das wiederum ist durchaus witzig und funktioniert gerade in einem Kontext wie diesem, wo die freie Theaterszene gewissermassen vor Freunden, Bekannten, Kulturschaffenden und dem Kulturbeamtentum spielt, die um die Eigenheiten und Maschen dieser Theatermenschen wissen. Wenn Fellmanns Hang zu unbedingt kapitalismuskritischen «Textflächen», Dlabohas Posen oder Gehrigs Infant-terrible-Dasein innerhalb der Szene also genauso auf die Schippe genommen wird wie die politisch korrekten Posen von

Theaterhäusern; oder die bemühten und etwas lustlosen Artikel von Kulturjournalisten, «die nur da sind, weil sie müssen», ist das nicht nur witzig, sondern in der Überhöhung eben auch ein wenig wahr im Kern.

Raffinierte Theaterkniffe

Man erkennt sich also immer ein wenig selbst und als Teil dieses Ganzen des hiesigen Kulturschaffens und Kulturkonsumierens, was selbstredend immer wieder zu Frage führt: Was tun wir hier eigentlich? Für wen und wozu das alles, abgesehen vom obligaten Applaus und der gegenseitigen Selbstbeweihräucherung? Was zum Teufel ist mit der Altersvorsorge? Muss man vielleicht bald zum RAV, und wäre es nicht besser, die Seite zu wechseln, um in Bern beim Bundesamt für Kultur bei Büro-Gleitzzeiten die fünf Mill netto nach Hause zu bringen, die man für ein einigermaßen angstfreies Leben so dringend bräuchte?

Solche Fragen verhandelt das Stück lustvoll, mit Witz und lakonischer Situationskomik. Dabei spielt man mittels raffinierter Theaterkniffe mit dem, was wir im Publikum nicht sehen: das Scheitern auf der Bühne. Der eigentliche «Hamlet» fand gewissermassen auf dem Parkplatz des Kleintheaters statt. Damit rettet sich die Truppe so elegant und sympathisch selbst, dass der Applaus für diesen feinsinnigen, kurzweiligen Abend mit einem tollen, detailversessenen Bühnenbild zu Recht laut ausfällt und von Herzen gemeint ist.